

7. Sekundärliteratur

August Hermann Francke und die Anfänge der ökumenischen Bewegung.

Beyreuther, Erich

Leipzig, 1957

Viertes Kapitel ÖKUMENISCHER DREIKLANG

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Viertes Kapitel

ÖKUMENISCHER DREIKLANG

1. Die Missionstat Friedrichs IV. von Dänemark

Als im Jahre 1705 Friedrich IV. von Dänemark zwei Missionare nach der kleinen dänischen Handelskompanie Trankebar in Ostindien aussendet, hat er mit keinem Gedanken daran gedacht, damit das protestantische Europa zur Missionstat und gar zu einer ökumenischen Zusammenarbeit aufzurufen. Er ist sich nicht bewußt, damit einen Stein ins Rollen gebracht zu haben. Daß er damit tatsächlich das Zeichen zur protestantischen Weltmission gibt, hat er nicht ahnen können. Er will ja vorerst etwas viel Bescheideneres. In seinen überseeischen Kolonien sollen den Kolonialgeistlichen Missionspfarrer zur Seite treten, die innerhalb der dänischen Schutzgebiete Eingeborenengemeinden gründen. Man hat sie als Anhängsel der dänischen lutherischen Reichskirche anfügen wollen. Als christliche Obrigkeit fühlt sich Friedrich IV. nach protestantischer Auffassung für das Seelenheil seiner heidnischen Untertanen insoweit verantwortlich, daß er ihnen wenigstens ein großzügiges Angebot auf christliche Belehrung machen möchte. Was dabei herauskommt, ist ihm und seiner Umgebung zu Anfang wie ein Experiment vorgekommen, das man in seinen Auswirkungen nicht sofort zu überschauen vermag¹.

Im Jahre 1705 bespricht sich Friedrich IV. mit seinem deutschen Hofprediger Franz Julius Lützens, den er ein Jahr zuvor aus seiner Probestellung in Berlin berufen hat, über die Aussendung von Missionaren in seine überseeischen Besitzungen. Lützens hat die Entstehung des königlichen Missionswillens in die Kronprinzenzeit zurückdatiert. Mit dieser kurzen Bemerkung läßt sich freilich nicht viel anfangen, auch wenn ihre Glaubwürdigkeit nicht angezweifelt wird. Die Vermutung liegt auf der Hand, daß der Kronprinz auf seiner großen „Kavalierstour“, die ihn auch nach Holland führt, hier den Afrika-, West- und Ostindienhandel der Seefahrernation gründlich studiert hat. Hierfür liegt ein ganz natürliches Interesse vor. Dänemark hat seinen Fernhandel weithin mit holländischem Kapital finanziert und seinen eigenen Kaufmannsstand nach dem niederländischen Vorbild entwickelt. Dabei wird ihm

die ostindische Kolonialmission der Holländer nicht entgangen sein, obwohl ihre Blütezeit bereits hinter ihr liegt.

Der Missionsgedanke hängt um 1700 irgendwie in der Luft. An der Kieler Universität ist man bereits mit vorbereitenden Vorschlägen durch Errichtung fremdsprachlicher Seminarien hervorgetreten. Die altprotestantische Debatte über die Missionspflicht kommt angesichts einer sich öffnenden Welt und eines immer ausgedehnteren Weltverkehrs nicht mehr zur Ruhe. Dazu ist Dänemark um die Zeit das einzige lutherische Land, das eigene überseeische Besitzungen aufweist und mit einer stattlichen Handelsflotte einen ausgedehnten Fernhandel treibt. Im Unterschied zu den anderen lutherischen Territorien führt es kein ausgesprochenes Binnendasein, sondern ist durch seine ganze wirtschaftliche Existenz aufs Meer angewiesen. Es ist darum auch zuerst zur Missionstat berufen.

Warum faßt Friedrich IV., der im Jahre 1699 die Regierung übernommen hat, erst im Jahre 1705 den Entschluß zur Aussendung von zwei Missionaren? Merkwürdigerweise hat sich die Missionsgeschichtsschreibung — unserem Wissen nach — überhaupt noch nicht ernsthaft mit der Persönlichkeit Friedrichs IV. beschäftigt oder gar der Entstehung und Entfaltung seiner Missionsgedanken nachzugehen sich bemüht. Es lohnt sich aber. Im Jahre 1705 vermag der dänische König das erstemal wirklich aufzuatmen. Die würgende Staatsschuld von drei Millionen Talern, die er bei seinem Regierungsantritt von seinem lebenslustigen Vater übernehmen mußte, konnte inzwischen auf 500000 Taler gesenkt werden. Die Zolleinnahmen erreichen 1704 eine unerwartete Höhe. Das alles ist ihm trotz des unglückseligen Feldzuges gegen Schweden in den Jahren 1700 und 1701 gelungen². In gleicher Geschwindigkeit, wie die Schuldenlasten fallen, steigen die Zollgewinne. Im spanischen Erbfolgekrieg macht sich die dänische Neutralität auf den Meeren bezahlt. Während sich die anderen seefahrenden Nationen gegenseitig auf den Meeren ausplündern, segeln die dänischen Schiffe unbehelligt. Sollte nach dem tiefen Absturz dänischer Macht im Dreißigjährigen Krieg sich eine neue Blütezeit ankündigen?

Die Vermutung liegt nicht so fern, daß Friedrich IV. aus einem impulsiven Gefühl dankbaren Stolzes über die raschen nationalen Erfolge zur Missionstat schreitet. Vielleicht ist sie nicht mehr als eine großzügige Geste, die sich ein wieder aufstrebendes Reich leisten kann, eine stolze Demonstration? Denn es ist doch auffällig, daß die Missionare zuerst in Westindien eingesetzt werden sollen. Dann ändert sich der Plan. Guinea wird ins Auge gefaßt. Schließlich

besteigen die beiden ersten Missionare ostindische Schiffe. Bei diesem Missionsanfang in Indien ist es dann geblieben. An eine Mission in Westindien und in Afrika wird nicht mehr gedacht.

Warum setzt man nicht folgerichtig Missionare in allen Kolonien an, in denen dänische Kolonialgeistliche amtieren? Der Einwand, daß Friedrich IV. erst einmal an einer Stelle die Entwicklung einer evangelischen Mission abwarten will, befriedigt nicht recht. Gewiß hat der dänisch-schwedische Krieg von 1709—1720 Friedrichs IV. Kräfte voll in Anspruch genommen. Aber wenige Jahre nach Kriegsende sind die drückenden Kriegsschulden erfolgreich abgestoßen worden. Inzwischen hat die ostindische Mission Weltruf erlangt, der zu neuen Taten aufmuntern könnte. Wenn einmal eines Königs Verantwortungsbewußtsein für die heidnischen Untertanen erwacht sein sollte, muß es sich folgerichtig allseitig in allen Besitzungen auswirken und nicht auf halbem Wege steckenbleiben.

Bei all diesen berechtigten Einwänden, die gegenüber seinem Missionsmotiv im Jahre 1705 anzumelden sind, bedeutet eine solche Feststellung keineswegs, daß Friedrich IV. innerlich stehen geblieben ist. Seine innere Elastizität ist zu bewundern, mit der er auf eine Entwicklung eingeht, die er im Jahre 1705 nicht vorhersehen konnte³.

Es ist unter dem brandenburgischen Kurfürsten Friedrich III., dem späteren König Friedrich I. von Preußen, bereits im Jahre 1694 zur Aussendung eines Kolonialpfarrers gekommen, der zugleich in das Amt eines Heidenmissionars berufen wird. Er reist tatsächlich nach der brandenburgischen Handelsfaktorei Groß-Friedrichsburg an der Guineaküste. Ob man hier nicht auch renomieren wollte? Es wird um den Berliner Missionspfarrer Eßkuch merkwürdig schnell still⁴. Alles Missionsinteresse sinkt nicht nur auf Grund einer offensichtlichen Unbrauchbarkeit des Sendboten schnell ab. Die Sache scheint schon durch den Mangel an ernsthaftem Missionswillen in Berlin im Sande verlaufen zu sein.

Es ist das unvergängliche Verdienst des dänischen Fürsten, daß er sich unentwegt zu der angefangenen Arbeit bekennt. Angesichts der Missionsträgheit der eigenen lutherischen Reichskirche und des schwer durchschaubaren Widerstandes der dänischen Ostindischen Handelskompanie schützt er das Werk. Tatsächlich wird es von einer peinlichen Krise in die andere gestürzt. Und doch weiß Friedrich IV. zur rechten Zeit die rechten Urteile zu finden und die rechten Entschlüsse zu fassen. Er ruft die geeigneten Männer und entfernt noch rechtzeitig die ungeschickten.

Nicht in dem Beginn einer Missionsarbeit, die anfangs vielleicht

nur als eine großzügige Geste zu werten ist, sondern in ihrer Erhaltung trotz aller Mühseligkeiten einer Gründungsperiode und gegenüber einer von Mißtrauen erfüllten Welt besteht des Königs großes und bleibendes Verdienst für die Mission und die dadurch ermöglichte ökumenische Zielsetzung.

Der Schlüssel dazu liegt in Friedrichs Persönlichkeit. Sie zeigt frühauflärerische Züge. Durch eisernen Fleiß gleicht Friedrich die Lücken einer von den Hofkreisen absichtlich vernachlässigten Ausbildung aus. Bittere Jugenderfahrungen haben ihn frühzeitig in seiner Urteilsbildung von seiner Umgebung unabhängig gemacht. Mit unverdrossener Arbeitsfreudigkeit sitzt er bis tief in die Nächte über den Regierungsgeschäften und studiert selbst Akten und Eingaben⁵.

Sein frühauflärerisches Seelentum erweist sich in seiner reformerischen Einstellung. Eine seiner ersten Taten ist die Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern. Den Hexenprozessen rückt er energisch zu Leibe. Unverbesserliche Hexenriecher schickt er in die Arbeitshäuser, damit sie dort vernünftig werden. Er dringt auf Milderung im Strafvollzug und auf eine bisher ungewohnte Behutsamkeit in der Abstrafung. Seine ganze Staatsführung läßt sich überhaupt durch ein Streben nach Gerechtigkeit und Volksnähe kennzeichnen. An bestimmten Wochentagen ist er für jedermann zu sprechen. Auf dem flachen Lande richtet er 240 Charity-Schulen ein⁶. Für Reformpläne und neue Gedanken besitzt er einen merkwürdig wachen Sinn und findet überall tüchtige Männer. Einen kenntnisreichen bürgerlichen Menschen zieht er ohne Zögern einem weniger brauchbaren Adligen vor.

Seine innerste Einstellung zum Glauben der Väter ist schwer durchschaubar. Jedenfalls bewegt er sich in den vorgeschriebenen kirchlichen Ordnungen seiner Zeit. Auf seinen Reisen begleitet ihn stets einer seiner Hofprediger. Auf seiner Italienreise unterläßt er entgegen seiner ursprünglichen Absicht einen schon vom Papst sorgfältig vorbereiteten Besuch in Rom, um sein dänisches Volk, das unruhig geworden ist, nicht noch mißtrauischer zu machen. Im Feldlager von Stralsund (1714) bedeutet er August dem Starken sehr energisch, daß er dessen Sohn den Titel eines „Erben Dänemarks und Norwegens“ entziehen müsse, wenn er konvertiere. So ist seine Treue zur lutherischen Kirche in einer Zeit, in der mancher Fürst mit dem Gedanken eines Glaubenswechsels spielt, über alle Zweifel erhaben.

Ein wunder Punkt in seinem Leben ist seine Doppelehe. Aber es gibt genug Juristen und Theologen, die eifrig und geflissentlich die

Monarchen auf die Vielehe der Patriarchen hinweisen. Was diesen recht gewesen ist, sei jetzt einem absolutistisch regierenden Herrscher mehr als billig. Im Zusammenhang mit seiner Doppelhehe geht Friedrich IV. in seinem religiösen Leben durch eine Krisenzeit, die er aber überwindet. Im beginnenden Alter zeigt er eine ernste und stete Bereitschaft zum Sterben.

Der lutherische Grundzug einer inneren Festigkeit und einer stark ausgeprägten Berufstreue ist bei aller frühauflärerischen Aufgeschlossenheit und Beweglichkeit unverkennbar. Er bewahrt ihn vor einem Umschlag seines Mißtrauens in kalte Menschenverachtung. In der Finanz- und Bündnispolitik hat er stets sein königliches Wort eingelöst. Das im Jahre 1717 ausgegebene Papiergeld in Höhe von einer Million Talern löst er bis auf die letzte Papiernote wieder ein. Das alles hebt ihn weit über die Mehrzahl der damaligen Fürsten.

Für theologische Auseinandersetzungen zwischen Orthodoxie und Pietismus fehlt ihm jedes Verständnis. Durch energische Maßnahmen unterbindet er jeden Versuch einer gehässigen Polemik, läßt aber der altprotestantischen Partei als dem älteren Bruder ihr Ehrenrecht. Seine lutherische Staatskirche soll für alle Fragen und Aufgaben der Zeit offen sein. Mildlutherische Frömmigkeit und aufklärerisch gestimmtes Seelentum harmonisieren bei ihm. Daraus erklären sich alle späteren Entwicklungen.

Aus dem Willen eines einzigen frühauflärerisch gestimmten Mannes wird die erste Missionsveranstaltung des 18. Jahrhunderts geboren, ohne daß die Entstehungsgeschichte dieser Willensbildung ganz eindeutig zu erkennen ist. Von gleicher schicksalhafter Bedeutung für ihre Ausweitung in ökumenische Ausmaße erweist sich noch eine andere Tatsache. Dem König tritt nicht ein Eßkuch gegenüber, sondern die überragende Persönlichkeit Bartholomäus Ziegenbalgs. Beide Gestalten bedingen sich geradezu, der großzügig denkende Fürst, der tüchtige Männer liebt, und diese außerordentliche Missionarsgestalt, die dem Dänen von vornherein sympathisch ist und deren Tüchtigkeit er sofort erfaßt.

Die Begegnung zwischen beiden ist rein zufällig und allein durch den Mangel an dänischen Bewerbern zustande gekommen. In Ziegenbalg finden wir jedoch eine durch und durch ökumenisch eingestellte Persönlichkeit. Er sucht die dänische Missionsveranstaltung von Anbeginn zu einer Sache des ganzen Protestantismus auszuweiten. Bereits in seiner Vorstellungspredigt vor dem dänischen Hof bekennt der junge Ziegenbalg, daß er die Missionierung ganz Indiens und nicht nur die Gründung einer einzigen heiden-

christlichen Gemeinde als Anhängsel an die dänische Kirche im Auge hat.

Es ist ein gutes Zusammentreffen, daß der mit der Missionssache beauftragte Hofprediger D. Lützens, der erste Vertrauensmann der indischen Mission, keine ausgesprochene Antipathie gegenüber dem Pietismus hegt. Lützens gehört der Reformorthodoxie an. In seiner Berliner Tätigkeit hat er sich als lutherisch eingestellt, aber dabei irenisch empfindender Geistlicher erwiesen. Berlins Atmosphäre ist europäisch. Mit Leibniz hat er brieflich verkehrt. Die Leibnizschen Missionsgedanken sind ihm wohlvertraut. Das alles erweist sich als folgenreich. In seinen Missionsinstruktionen unterstellt er die Missionare nicht, wie man nach der bisherigen kolonialpolitischen Missionstheorie erwarten konnte, dienstlich dem dänischen Oberpfarrer in Trankebar. Sie sind dem König unmittelbar verantwortlich. Im Sinne von Leibniz hat Lütken seine elastische Arbeit im Sinn, die ihrem Wesen nach über die bescheidenen Anfänge ins Große drängt. Selbst dem Gedanken einer *propagatio fidei per scientias* gibt er Raum.

So sind Bartholomäus Ziegenbalg, der Schüler August Hermann Franckes, eingeweiht in die ökumenische Atmosphäre Halles, und der Hofprediger D. Lützens tatsächlich die ersten Vermittler einer „ökumenischen Erweckung“ im dänischen Reich, noch ehe sich August Hermann Francke einzuschalten versteht. Der Erfolg bleibt nicht aus. Friedrich IV. begeistert sich für die glänzend geschriebenen indischen Missionsberichte Ziegenbalgs und ist überrascht durch die weite Schau, in die dieser junge Missionar seine bescheidenen Anfangserfolge einordnet. Er und seine königliche Familie gehen willig und freudig auf diese ökumenische Ausweitung der Arbeit ein. Jedenfalls beweist Friedrich IV. dem jungen Pfarrer und Missionar Ziegenbalg in den folgenden Jahren ein gleichbleibendes persönliches Wohlwollen. Vor allem sind die königlichen Geschwister, Prinz Carl und Prinzessin Hedwiga Sophia, für den jungen Missionar eingenommen. Die erste Missionsgemeinde bildet sich am königlichen Hof. Die einzelnen Glieder der königlichen Familie richten Handschreiben nach Trankebar. Mit dem, was der König dazulegt, gehen 1700 Taler für den Ausbau der ersten Missionsstation in Indien nach Trankebar. Die Missionsbegeisterung am Hof greift auf die Stadt über. Ihren Höhepunkt erreicht sie, als der König im Jahre 1708 die Aussendung von weiteren drei Missionaren genehmigt.

Noch ein Erfolg stellt sich ein. Bekanntlich ist auch August Hermann Francke durch den ökumenischen Geist, den die Briefe Zie-

genbalgs atmen, zur Mitarbeit am indischen Missionswerk gewonnen worden⁸. An und für sich hat er gegen seinen Schüler Bartholomäus Ziegenbalg, der freilich nur ein kurzes Semester in Halle zu seinen Füßengesessen hat, erst starke Vorbehalte gehabt. Später hat er einmal gestanden, er hätte ihn kaum für die Missionsarbeit vorgeschlagen, wenn man ihn damals gefragt hätte. Seine Hilfe für Indien setzt zuerst auch sehr vorsichtig und zögernd ein. Francke tastet gleichsam seinen weiten Freundeskreis auf seinen Missionswillen ab. Er will nichts beschleunigen, noch weniger erzwingen. Aber das unerwartet freudige Echo auf sein erstes leises Sondieren ermuntert ihn, in aller Öffentlichkeit dem jungen Missionswerk beizustehen.

Aber immer noch denkt Francke nicht daran, durch diese Mithilfe am Missionswerk eine Verbindungsbrücke zu den dänischen Missionskreisen zu schlagen, aus der gar noch eine ökumenische Arbeitsgemeinschaft entstehen könnte. Francke möchte ganz unverbindlich mit Ziegenbalg korrespondieren, ihm Kollektengelder zugehen lassen, aber doch die Entwicklung dieser Verbindung in eigener Hand behalten. Auf alle Fälle sucht er sich die Freiheit zu bewahren, sich jederzeit unauffällig zurückziehen zu können, wenn die Entfaltung nicht in seinem Sinn weiterläuft.

Und doch führt eine ganz nüchterne, einfach sachlich begründete, von jeder Glaubenseinstellung unabhängige Überlegung zu einer offiziellen Verbindung zwischen Halle und Kopenhagen. Der Gedanke, die für Trankebar eingegangenen Missionsgelder könnten bei dem unsicheren Schiffsverkehr verlorengehen, schlägt die Brücke. „Es war erst meine Meinung, ich wollte den mir von Gott bescherten Segen für die Missionarien eingepackt an Gelde ihnen in aller Stille zusenden.“ Francke schreibt an den Hofprediger D. Lütkens. Dieser geht sofort auf Franckes Bitte ein. Durch Leibniz weiß er, daß die Basis der Missionsarbeit nicht breit genug sein kann. Die missionsunlustige dänische Geistlichkeit hat ihm überdies bereits genug Sorgen bereitet.

Der erste Brief Franckes, im September des Jahres 1708 geschrieben, zeigt des Hallensers ganze Art. Fühlt er sich zu einer Aufgabe gerufen, greift er sie sofort energisch an. Seine aufgestaute Energie und seine meisterhafte Organisationsgabe brechen förmlich durch. Ungefragt wird Lütkens, der vor dem dänischen König für die Missionssache verantwortlich zeichnet, vor eine Reihe völlig neuer Tatsachen gestellt. Stillschweigend sind 1700 Taler für Trankebar gesammelt worden. Sachlieferungen der Waisenhausbuchhandlung und der Waisenhausapotheke setzen gleichzeitig ein. Ein neuer Gabenstrom wird angekündigt⁹.

Francke weiß durch Joachim Lange, den Rektor des Werderschen Gymnasiums in Berlin, von einer wiederholten Anfrage Lützens nach einem neuen Missionar, die er an einen Berliner Pastorenkreis gerichtet hat. Diese Gelegenheit benutzt Francke, einen jungen Theologen, Magister Gründler, mit dem Brief nach Kopenhagen zu senden und ihn zugleich als eine neue Missionskraft für Indien zu empfehlen.

Ausdrücklich weist Francke auf die Zustimmung des Berliner Gymnasialdirektors Joachim Lange hin. Geschickt weiß er den neuen Mann zu empfehlen. Er habe in Leipzig studiert und in der Hochburg des orthodoxen Luthertums, in Wittenberg, die Magisterwürde erworben. Dann sei er einige Jahre im Pädagogium Regium in Halle als vorzügliche Lehrkraft tätig gewesen und jetzt an die neugegründete Ritterakademie nach Brandenburg gerufen worden. Doch habe er „zu dieser Missions-Sache einen freudigen Muth“. Francke rechnet mit dem starken Mißtrauen, das allen halleschen Studenten in den vom Pietismus noch unberührten Landeskirchen begegnet, und freut sich offenbar, einen ganz unverdächtigen Mann anbieten zu können. Handelt es sich doch um eine tüchtige Kraft, die bereits eine ehrenvolle Berufung in den Händen hält und doch fühlt, daß Gott sie nach Indien weist.

Mit diesem Brief erweist sich Francke bereits als die aktivste Kraft und als Führer der Mission, auch wenn diese Tatsache noch nicht scharf hervortritt. Denn die Beziehungen zu Kopenhagen sind von Anfang an peinlich korrekt. Er meidet alle Grenzüberschreitungen. Es wird nicht ein Jota von den Kompetenzen Kopenhagens abgebrochen. So vorsichtig und umsichtig bewegt sich Francke.

Magister Gründler versteht seinen Sonderauftrag in Kopenhagen glänzend zu lösen. Die leichte Spannung, die seit dem Jahre 1698 zwischen dem Hofprediger und Francke besteht und durch eine Äußerung des Hallensers über den damaligen Propst Lützens entstanden ist, vermag er leicht aus dem Weg zu räumen. Die etwas heikle Aussprache beschließt der Hofprediger mit dem ehrlichen Bekenntnis: „Er hat dazumal nicht unrecht geredet, wenn ich bey ihm wäre, wollte ichs ihm noch sagen.“ Es kommt nunmehr zu einer herzlichen und brüderlichen Korrespondenz, in der Lützens dankbar die ausgestreckte Hand Franckes ergreift.

Dann aber soll Magister Gründler auch persönliche Grüße an den Freundeskreis Franckes in Kopenhagen übermitteln. Der Hallenser besitzt nachweisbar seit dem Jahre 1704 ganz unmittelbare Verbindungen mit einflußreichen Gliedern des dänischen Hofstaates.

Der erste Mittelsmann ist wieder der Londoner Geheimrat Ludolf gewesen. Hat er doch zuletzt in den Jahren 1703 und 1704 eine längere Zeit in Dänemarks Hauptstadt gelebt. Seine frühere Vertrauensstellung beim Prinzen Georg von Dänemark und seine augenblickliche diplomatische Tätigkeit haben ihm im stilleren Kopenhagen eine weite Resonanz verschafft. So ist es dem glänzenden Gesellschafter, dem fesselnden Erzähler, dem weitgereisten Sprachgelehrten und dabei doch überzeugten Christen ein leichtes gewesen, die Aufmerksamkeit auf Francke zu lenken und für dessen Arbeit zu werben. Dabei konnte er eine erste Verbindung zwischen einigen von Speners Geist beeinflussten Persönlichkeiten des Hofes und Francke vermitteln, die bisher den Weg nach Halle nicht gefunden hatten.

Jedenfalls übergibt Ludolf im April des Jahres 1704 einen Brief Franckes und ein Buchgeschenk an die Hofdame Frau von Schmitberg, die zum Gefolge der Prinzessin Hedwiga Sophia gehört¹⁰. Von dieser Zeit an ist ein Briefwechsel zwischen Francke und der verwitweten Frau von Schmitberg vorhanden. Von ihr empfängt Francke laufend vertrauliche Hinweise. Sie selbst aber sorgt sehr rührig für die Verbreitung Franckescher Schriften in den Hofkreisen. Als dann Magister Gründler in Kopenhagen eintrifft, wird er in dem dänischen Freundeskreis Franckes herzlich empfangen.

Von diesem Zeitpunkt an läßt sich in dem Freundeskreis Franckes am königlichen Hof der Empfang der vertraulichen monatlichen Korrespondenz des Halleschen Waisenhauses feststellen, die aus kirchlichen Lageberichten, Meldungen auffälliger Ereignisse und Nachrichten aus dem eigenen Werk besteht. Jetzt gehören auch der Jägermeister von Gram und Prinz Carl wie die Prinzessin Hedwiga Sophia zu diesem Kreis, der eine wachsende Anziehungskraft ausübt¹¹.

Lützens ist mit dem neuen Missionsanwärter Magister Gründler voll und ganz einverstanden. Er selbst hat in dem Westfalen Bövingh noch einen zweiten unverdächtigen Mann ausgesucht, der sich schon dadurch empfiehlt, daß er in Kiel acht Jahre Theologie studiert hat, bereits eine gewisse Zeit in Kopenhagen lebt und die dänische Sprache beherrscht.

Mit diesen beiden Examenkandidaten ist der Bischof von Seeland Dr. Bornemann, der führende Geistliche der dänischen Staatskirche, sehr zufrieden. Bei der Ordination der beiden Missionare assistieren vierzehn dänische Geistliche. „Mit sonderbarer Freundlichkeit“ wiederholt im eigenen Haus der Bischof die Grundlinien seiner dänischen eineinhalbstündigen Festpredigt vor Gründler in

lateinischer Sprache. Das Missionswerk ist jetzt in aller Mund. In den lutherischen Kirchen Kopenhagens wird eine Missionskollekte erhoben, die über 1000 Taler ergibt. „Geistliche und Weltliche, auch bürgerlichen Standes, ließen sich erregen, ein Jeder nach seiner Art etwas zur Beförderung dieses so beliebten Werckes beizutragen“, schreibt Gründer.

Und doch setzt auf einmal, scheinbar wie ein Blitz aus heiterem Himmel, eine starke Reaktion in der dänischen lutherischen Kirche gegen diese Entwicklung ein, die bisher deutlich auf eine Ausweitung der Missionssache abgezielt hat. Zu unsanft, zu schnell ist diese Kirche in eine offensichtlich ökumenische Stromrichtung gedrängt worden. Für sie besteht tatsächlich keine Veranlassung, nach einer ökumenischen Zusammenarbeit Ausschau zu halten. Wohl liegt die lutherische Kirche des dänischen Reiches mit ihrem nationaldänischen, norwegischen und deutschen Anteil völlig in der Hand des absolutistisch regierenden Königs, der aus seinem Gottgnadentum heraus alle ihre Gesetze erläßt. Für die kirchliche Initiative ist kein großer Spielraum geblieben. Der König ernennt als *summus episcopus* in der Tat alle ihre Bischöfe, im deutschen Gebiet die Generalsuperintendenten. Er verleiht die Pfarrstellen. Nichts geschieht ohne seinen ausdrücklichen Willen noch je offen gegen seinen Willen.

Die dänische Staatskirche besitzt ihr ganz besonderes Gesicht. Im Gegensatz zum deutschen Luthertum ist das dänische weder durch den Katholizismus noch durch den Calvinismus jemals ernsthaft bedroht worden. In dieser günstigen Situation, die alle konfessionellen Kämpfe im eigenen Raum ausschaltet, entwickelt sich ein sehr konservatives und gemäßigtes Luthertum ohne jene Kanten und Ecken, die dem deutschen eigen sind, das immer in Abwehrstellung gehen muß. Die dänische Kirche, die keinen Kirchenkampf kennengelernt hat, ist glücklich daran.

Ungelöste, auf den Nähten brennende soziale Nöte, die eine bedrohliche Unruhe in der Bevölkerung schaffen könnten, sind unbekannt. Die gedrückte Lage der Bauernschaft wird nicht als bedrohlich angesehen. Der Bauer hat sich gefügt und wird sich weiterhin fügen. Religiöse Mißstände, deren Bewältigung die Kraft der Kirche übersteigt, tauchen nicht auf. Es liegt überhaupt keine Veranlassung vor, zwischenkirchliche Verbindungen aufzunehmen und zu fragen, wie andere Kirchen in vielleicht ähnlicher Lage handeln.

Was will dann die Verbindung mit Halle und pietistischen Missionaren deutscher Nationalität? Kopenhagen ist nicht übermäßig groß. Das dänische Reich ist ein Land der kleinen Städte und

Dörfer, in dem eine konservativ eingestellte Kirchlichkeit sich zäh eingewurzelt hat, die an dem Bestehenden und Althergebrachten nicht gerüttelt haben will. Im Vergleich zu London, einer Stadt, die in fieberhafter Entwicklung begriffen ist und deren Bevölkerungszahl emporschnellt, ist Kopenhagen eine ruhige, gesund atmende Stadt. Soziale und religiöse Massennöte kennen nur Großstädte wie London.

Während in England die anglikanische Kirche vor 1688 durch schwere Kämpfe hindurchschreiten muß und nach der glorreichen Revolution von der Sehnsucht nach religiöser Einheit ergriffen wird, aus der heraus sie ihre ökumenische Sendung neu erfaßt, fehlen der lutherischen Kirche Dänemarks alle inneren und äußeren Voraussetzungen dazu. Dem Luthertum liegen von Hause aus nicht große konstruktive Pläne. Dänemark hat auch keine Erweckungsbewegung aufzuweisen, aus der sich ein neuartiges, aktives Laienchristentum zu entwickeln vermag.

Wir beobachten dagegen nationaldänische Eifersüchteleien, die eine Überhandnahme des deutschen Einflusses am Hof und im kulturellen Leben befürchten. Die dänische Kirche will ihr eigenes Leben ungestört leben. Sie möchte nur im leichten Wellenschlag von den geistigen Strömungen im deutschen Protestantismus berührt werden.

Man hat förmlich auf den Augenblick gewartet, in dem Lützens beim König in Ungnade fällt. Das geschieht noch in dem gleichen Jahr, in welchem Magister Gründler in Kopenhagen aufgetreten ist. Unvermutet hat Friedrich IV. im Oktober Kopenhagen verlassen. In aller Stille ist die Lustreise nach Italien vorbereitet und bis zum Abreisetage der Königin verheimlicht worden. Eine Spannung liegt über der königlichen Familie. Alles tritt ein, was der hellsichtige Lützens bei der Rückkehr des Königs befürchtet hat. Die geheimen Kriegsvorbereitungen werden durch die „Dresdner Maskeraden“ zugedeckt. Am Hof zeigt sich ein ausgelassenes Treiben. Man hat bei August dem Starken in seinem Elbflorenz nichts Gutes gelernt. Die Mätressenwirtschaft setzt ein. Lützens vermag nicht zu schweigen. Er beginnt seine warnenden Predigten gegen Karneval und Sittenlosigkeit. Sehr bald wird der unbequeme Bußprediger zur Seite geschoben. Freilich widersteht der Hofprediger mannhaft einer Versetzung in das Amt eines Generalsuperintendenten nach Holstein, der Verabschiedung in die Provinz.

In Missionsangelegenheiten läßt sich Friedrich IV., der sich eine Favoritin zugelegt hat, noch ganz flüchtig anreden, im übrigen ist Lützens in Ungnade gefallen. Im Conseil führt der pietistenfeind-

liche, fanatische und eifrig politisierende norwegische Hofprediger Dr. Petrus Yesperson das große Wort. Er sucht vor dem König mit theologischen Kunststückchen den Eintritt in den Nordischen Krieg zu rechtfertigen, aber auch scharf antipietistische Kirchenpolitik zu treiben.

Zum Unglück wird D. Lützens, der das 58. Lebensjahr überschreitet, durch eine rasch fortschreitende Praesklrose zu einem körperlichen Wrack. Die Quertreibereien gegen das Missionswerk nehmen in Kopenhagen einen ziemlichen Umfang an. Man sucht den König dahin zu beeinflussen, daß er die für die Mission ausgeworfenen Gelder im eigenen Land, in seiner Residenzstadt, zur Versorgung der Armen verwende. Damit aber „wolle man nur der Bekehrung der Tranquebarischen Heyden einen Stoß thun“.

Eins kommt zum anderen. Das Mißvergnügen der in der indischen Kolonie jetzt durch die Missionare beobachteten Dänen, die ihre Ausplünderungsversuche an den Eingeborenen bis hin zu offener Seeräuberei nicht mehr so ungeniert durchführen können, findet in Hetzbriefen in die Heimat seinen Ausdruck. Mit Behagen werden die Briefe weitergereicht. Zwar gelingt es nicht, den König zur Aufgabe des Missionswerkes zu verleiten. Dafür hält man in der Stille zwei nationaldänische Geistliche bereit, die man bei dem bald zu erwartenden Verscheiden Lützens, dessen Frau und Töchter an Schwindsucht sterben, als neue Leiter des Missionswerkes präsentieren will. Sie sollen dann dafür sorgen, daß nur noch nationaldänische Kräfte für die Arbeit verwendet werden. Merkwürdigerweise will man nichts gegen die beiden ersten Missionare unternehmen. Nur gegen einen weiteren deutschen Zustrom möchte man sich abschirmen. Es geht um nichts anderes als um das allmähliche Ausscheiden des deutschen Anteils an der Mission.

Und das alles in einer Zeit, in der sich in London die aktiven Laienelemente der Kirche von England bei dem Ausbau des indischen Werkes einschalten und sich eine verheißungsvolle ökumenische Zusammenarbeit abzeichnet, die von einer echten Missionsbegeisterung des frommen Englands mit dem Erzbischof von Canterbury an der Spitze getragen wird.

Welche Kräfte werden in Kopenhagen siegen? Wird es noch zu einem wirklichen Durchbruch ökumenischen Willens in Dänemarks Hauptstadt kommen?

2. Der Durchbruch ökumenischen Willens in Kopenhagen

In der kritischsten Situation taucht D. Mecke, der frühere Hofprediger des Prinzen Georg von Dänemark, in seiner dänischen Heimat auf. D. Lützens, von Francke brüderlich getröstet, empfängt zum ersten Mal durch ihn ausführliche Berichte über die Arbeit der SPCK in England und den Missionseifer, der in der großen und einflußreichen Sozietät entstanden ist. Er hält bereits die englische Übersetzung der „Merkwürdigen Nachrichten“ in seinen Händen. D. Mecke, Mitglied der SPCK, ist sofort bereit, eine Verbindung mit den missionsfreundlichen Kreisen Englands herzustellen. Der treue deutsche Hofprediger atmet auf. Das Missionswerk ist in seinem Bestand gesichert! Englische und deutsche Kreise stehen dahinter. Und doch meint er ängstlich: „Ich darf aber wohl nicht eher laut hiervon sprechen, bis ich unserm König zuvor es offenbart habe.“ Aber die Möglichkeit, aus dänischer Enge in die Weite ökumenischen Zusammenarbeitens zu schreiten, erkennt er deutlich. Ein Theologe, der sich in Berlin entschieden von den Unionsversuchen des preußischen Königs Friedrich I. getrennt und sich auf die schwere Verstimmung hin, die seine Haltung am Hof erzeugt hat, gern nach dem lutherischen Kopenhagen rufen läßt, begrüßt als lutherischer Kirchenmann die ökumenische Verbindung mit England warmen Herzens.

Mit dem dänischen Schloßprediger Ocksen, den er sich vergeblich als seinen Nachfolger in der Missionsleitung gewünscht hat, ist sich Lützens einig. Wenn es aufs ärgste kommt, sollen sich die Missionare unter englischen oder holländischen Schutz stellen und in deren indischen Schutzgebieten die Missionsarbeit neu beginnen. Dann geht die Arbeit unter dem Beistand der deutschen und englischen Freunde allein weiter.

Doch wird der Schloßprediger Ocksen, der sich in einem Brief an Francke sehr offen über den „Sündendienst“ des Königs ausspricht, anscheinend wohlweislich zum Bischof von Aarhus ernannt und damit aus Kopenhagen entfernt¹². Als Lützens stirbt, werden die beiden „Stockdänen“, wie sie Ocksen nennt, vom König zu Missionskommissaren ernannt. Zu allem Unglück trifft der Missionar Plütschau, der Mitarbeiter Ziegenbalgs, gerade jetzt in Kopenhagen ein. Der schwerfällige Mecklenburger findet sich in den schwierigen Verhältnissen einfach nicht durch und läßt sich von den beiden Inspektoren als Leiter eines Missionsseminars gewinnen, dem sie sofort zwei nationaldänische Missionskandidaten zuführen. Es gelingt ihnen auch noch, den Pagenerzieher beim Prinzen Carl,

den deutschen Theologiekandidaten Christian Wendt, der Jahre hindurch im Hause Lütkens ein- und ausging, in ihre Politik einzuspannen¹³. So jäh und hart will man angesichts des halleschen Freundeskreises am Königshof die Verbindungslinien zu Francke nicht abreißen lassen. Deshalb benützt man Christian Wendt als Mittelsmann, der nach beiden Seiten hin gebunden ist.

Der Hallenser ist über alle Vorgänge gut unterrichtet. Keinesfalls ist er gegen eine Beteiligung nationaldänischer Kräfte. Bereits D. Lütkens hat sich ehrlich bemüht, durch dänische Missionsarbeiter in der dänischen Kirche eine Missionsliebe zu verwurzeln, die nach einem ersten Aufleuchten im Herbst 1708 wieder sanft eingeschlafen ist. Und doch findet Francke in einem Schreiben an Christian Wendt vom 2. Dezember 1714 die entschiedenen Worte: „Ich bin nicht zuwider, sondern wünsche vielmehr aus verschiedenen Ursachen, daß künftighin rechtschaffene subjecte von dänischer Nation zum Mission präpariret und ausgesendet werden könnten; aber die Sache präcis an die Nation zu binden und deswegen tüchtigere Subjecte zurückzuweisen ist nicht zu verantworten. Es dürfte Gott, wo man nur die fleischliche Nationalehre suchte, schwerlich Segen dazu geben: vielmehr dürfte solches, wo man dabei bliebe, zum Ruin der gantzen Sache dienen. Mir ist ein bedenklicher spruch, welcher Weisheit 6, 25 stehet: Ich will mit dem giftigen Neid nichts zu tun haben.“

Die Sache steht für Francke nicht anders, als daß die deutschen und englischen Missionsfreunde sich von dem dänischen Missionswerk absetzen, wenn eine Nationalisierung durchgeführt wird. Auch die indischen Missionare haben mit aller Deutlichkeit den gleichen Willen bekundet. Die Situation ist klar. Francke gibt noch zu bedenken: „Sollten diese Steuern wegfallen (welches auch endlich geschehen könnte und würde, wo man nur den Ruhm der Nation, nicht aber lauterlich das Werck Gottes zu fördern suchte) und würde solches Sr. Kön. Maj. einmal vorgestellt, würde selbiges den Herren Inspectoren Verantwortung bringen.“

Die Sprache Franckes läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Francke kann diesen entschiedenen Ton anschlagen, denn er besitzt ganz unmittelbare Verbindungen mit dem dänischen Hof. Die beiden dänischen Missionskommissare Trelundt und Lodberg geben recht verlegene Antworten, als sie aus der Hand der einflußreichen Hofdame Frau von Schmitberg hallesche Schriften empfangen. Der hallesche Freundeskreis am Hof, der einen leichten und raschen Zugang zum König besitzt, schaltet sich bereits recht vernehmlich ein. Zu ihm gehört auch der neuernannte Großkanzler des dänischen

Reiches, Johann Georg von Holsten, der von 1712 bis 1730 an den Regierungsgeschäften maßgeblich beteiligt ist¹⁴. Trelundt und Lodberg und die hinter ihnen stehenden mißvergnügten nationaldänischen Kirchenkreise müssen mit einem wachsenden Widerstand am Hof rechnen. Einen guten Spiegel für diese Zeit bieten die Briefe Neubauers an den Hofprediger Böhme in London. Am 23. November 1712 wird bereits nach London berichtet, daß jetzt der Weg zum dänischen König über den Geheimen Rat von Holsten geht. „Durch diesen Canal gehet von nun an, was dieser Sache halber an den König zu bringen ist. Die erste Probest gut gegangen.“ Es handelt sich um einen königlichen Schutzbrief für die drei halleschen Drucker, die in Trankebar eine tamulische Druckerei einrichten sollen. Es ist offensichtlich, daß die beiden von Plütschau eine Zeit hindurch vorbereiteten dänischen Anwärter für den Missionsdienst ungeeignet sind. Selbst Plütschau zieht sich von ihnen zurück. Doch die beiden Kommissare bestehen auf ihrer Aussendung. Eine Vorprobe der Konflikte, die daraus entstehen können, hat im Jahre 1708 bereits der Missionar Bövingh geliefert. Schon auf der gemeinsamen Überfahrt erkennt Gründler, daß Bövingh nicht nur seine eignen Wege zu gehen gedenkt. Er fühlt sich vielmehr auch berufen, die Sache der Nationaldänen, obwohl er selbst Westfale ist, im Missionswerk zu vertreten und eine Nationalisierung herbeizuführen. An der entschlossenen Abwehr der anderen Missionare und noch mehr an der eigenen Unzulänglichkeit scheitern schließlich Bövinghs neue Methoden.

Um dem dänischen König den Verzicht auf die beiden untauglichen dänischen Kandidaten zu erleichtern und eine Sprengung der Missionsarbeit zu verhindern, hält Francke zwei junge schlesische Theologen bereit. Hinter Francke aber stehen die indischen Missionare, die nach dem Ausscheiden Bövinghs erklärt haben: „Das angefangene Werck in Indien wird niemals wieder zu dämpfen seyn, als welches es eben nicht an einen Ort gebunden ist. Denn wenn an einem Ort das Licht des Evangeliums untergehet, so gehet es an einem anderen desto heller wieder auf.“ Francke weiß sich tatsächlich mit seinem deutschen Freundeskreis, mit den Männern Englands, mit den prächtigen Missionarsgestalten in Indien und mit dem kleinen Hofkreis in Kopenhagen, von dem aus eine stille Erweckung um sich greift, einig.

Hier tritt die Eigenart der ökumenischen Arbeitsmethode Halles sichtbar hervor. Francke versteht es meisterhaft, die verschiedensten Fäden zu spinnen. Die Organisationsgabe und der Weitblick Franckes zeigen sich. Es wird nicht gedrängt. Es wird nichts in

Ungeduld voreilig zerstört und abgebrochen. Aber man läßt sich um keinen Preis von einer klaren Linie abdrängen. Lieber verzichtet man dann und fängt von vorn an.

Entscheidend aber ist etwas anderes: die innere Werbekraft der ökumenischen Haltung Franckes. Es wachsen dem Hallenser darum immer zur rechten Zeit die Helfer zu, die das Werk benötigt. Zu diesen Freunden rechnet sich nun auch der Bruder Friedrichs IV., der Prinz Carl, Baron von Canstein, der Vertrauensmann Franckes in Berlin, tritt mit ihm in Briefverkehr. Dem Prinzen wird der Plan zur Errichtung einer Bibelanstalt in Halle vorgelegt, die die Drucklegung billiger deutscher Volksbibeln ins Auge faßt. In der gleichen Zeit, in der eine Nationalisierung der indischen Mission durchgedrückt werden soll, spendet der dänische Prinz Carl für den deutschen Volksbibeldruck die erste große Gabe in Höhe von 1271 Speziesdukaten! Die Errichtung der Bibelanstalt ist gewährleistet. Der dänische Propst Lodberg wird schon unsicher. Als dann die beiden dänischen Missionskandidaten auch dem König vorgestellt werden, entscheidet dieser auf den ersten Blick, daß sie dazu untauglich seien. Johann Georg von Holsten hat es nicht einmal nötig, seine eigenen Bedenken und die Halles auszusprechen. Professor Trelundt, der sich bei dem Dänisierungsversuch als die treibende Kraft erwiesen hat, tritt zurück. Die weitere Mitarbeit des Propstes Lodberg aber wird begrüßt.

Der sang- und klanglos beiseitegelegte Versuch einer Nationalisierung der Mission, eines Zurücklenkens in die überlebte Form einer reinen Kolonialmission, ist der erste und letzte in der langen Geschichte der gemeinsamen ökumenischen Arbeit geblieben.

Der Kampf hat auch sein Gutes gehabt. Es ist bald zur festen Regel geworden, daß immer ein Nationaldäne unter den Missionaren in Trankebar mitarbeitet. Sie haben in schöner Harmonie mit den Deutschen zusammengewirkt. Dieser nationaldänische Mitarbeiter pastoriert die portugiesisch sprechende Mischlingsgemeinde, deren Betreuung durch die fließenden Übergänge zur Europäergemeinde nicht immer einfach gewesen ist. Hier ist ein dänischer Missionar neben dem dänischen Kolonialpfarrer wohl am Platze gewesen. In bewunderungswürdiger Treue leisten die Dänen Seite an Seite mit den deutschen Brüdern ein ganzes Jahrhundert hindurch einen besonders schweren und undankbaren Dienst. Bei der Mitarbeit im unmittelbaren Missionsdienst an den Indern sind die nationaldänischen Missionare immer in Trankebar stationiert geblieben.

Von größter Bedeutung aber wird die Beziehung Franckes zum Großkanzler des dänischen Reiches, zu Johann Georg von Holsten,

einem Mecklenburger. Von ihm kann sich Francke mit vollem Recht viel Gutes für die Zusammenarbeit versprechen. Denn kaum ist er am 22. Juni 1712 mit seinem hohen Amt belehnt worden, veranlaßt er knapp vier Wochen darauf den König zu einer entscheidenden finanziellen Maßnahme zugunsten der Mission. Aus den Überschüssen der ein Jahr zuvor in die unmittelbare Staatsverwaltung übernommenen dänischen Reichspost werden „für ewige Zeiten“ jährlich 2000, später sogar 3000 Taler für die ostindische Mission ausgeworfen, deren eine Hälfte zur Besoldung von vier Missionaren, deren andere für das Missionswerk selbst bestimmt wird. Damit ist die finanzielle Grundlage der Trankebar-Mission gesichert.

Francke aber gibt seinem Berliner Freund, dem Baron von Canstein, einen vertraulichen Wink¹⁵. Er soll sich des dänischen Großkanzlers annehmen. Mit der gleichen Bitte wendet sich der Halenser an einen der vertrautesten Ratgeber Friedrich Wilhelms I., an den General von Natzmer, der seit einer kurzen Abkommandierung nach Halle ein entschiedener Anhänger des Waisenhauses geworden ist. Rechtzeitig genug erfährt Francke noch durch Canstein vom Aufbruch des Hohenzollern nach dem Kriegsschauplatz in Pommern, um durch Natzmer einen Brief an Holsten übermitteln zu lassen. Auch Canstein reist nach Pommern. Beide Adlige haben ganz offensichtlich die Aufgabe, Holsten in Franckes große Reich-Gottes-Pläne einzuweißen und ihm den Blick für die weite Sicht dieser Baupläne zu öffnen. Befindet sich doch das größte Projekt Franckes, der sogenannte „Große Aufsatz“, in den Händen beider Männer. Francke arbeitet ganz konsequent.

Und der Erfolg? Er ist aus einem persönlichen Schreiben des dänischen Großkanzlers vom 8. Dezember 1715 aus dem Lager vor Stralsund an Francke leicht zu erkennen. Holsten berichtet von seinen ersten Begegnungen mit den ihm bisher unbekannten Persönlichkeiten. Der schwerfällige und zurückhaltende Mecklenburger schreibt erfreut von einer „wahren vertraulichen christlichen Freundschaft, wozu ich sonst nicht eile, sondern einer Schnecke gleich zu kriechen gewohnt bin ...“. Beide Adlige werden zu Freunden Holstens. Von dem General von Natzmer bekennt er, daß ihm „dessen gesetztes Christentum in beyder Könige Gegenwart in etlichen Tagen auf der Insel Usedom so stark in die Augen leuchtete, daß er vor Begierde gebrannt, mit ihm allein sich zu besprechen, wodurch auch in der ersten Unterredung Vertrauen, Zuversicht und eine solche Freundschaft unter ihnen gestellt ward, daß er diesen werthen Mann nun ansehe als eine Person, die ihm durch

sonderliche Schickung müssen bekannt werden, um ihn aufzurichten und nach ihm ferner zu formiren.“ Holsten schließt mit dem Wunsch: „Wollte Gott, wir könnten uns öfters in Ruhe sprechen, und wollt es der liebe Gott so fügen, daß es in Halle und Dero Gegenwart, meinem vieljährigen Wunsche nach, geschehen könnte.“

Auch aus einer anderen Äußerung Holstens, die er in dem Schreiben an „seinen Herrn Professor“ anführt: „Beten Sie für mich unwürdigen, daß ich in der Gnade Gottes fest stehen möge“, ist zu ersehen, wie tief der religiöse Umbruch ist und wie eng sich dieser Mann jetzt an Halle anschließt. Dänemarks höchster Minister ist unter dem Eindruck einer Begegnung mit Freunden Franckes, an deren Lebenstüchtigkeit kein Zweifel besteht und die damit ein innerlich-freudiges und gewisses Glaubensleben harmonisch zu verbinden verstehen, selbst ein entschiedener Freund Franckes geworden. Daß der Zug seines Herzens schon Jahre hindurch in diese Richtung gegangen ist, zeigt seine Zugehörigkeit zu dem stillen Kreis, der in Kopenhagen sich um den Prinzen Carl und die Prinzessin Hedwiga Sophia gebildet hat. Er muß den Hallenser nach seinem eigenen Zeugnis schon „vieljährig“ aus der Ferne bewundert haben.

Welch eine Wendung vollzieht sich in der erst so mühsam und krisenhaft sich anlassenden Zusammenarbeit mit Dänemark! Der Mann, den Friedrich IV. an die Spitze seiner Staatsverwaltung gestellt hat, öffnet sich den großen ökumenischen Gedanken Franckes. Beide Männer sind sich eins geworden in gleicher Glaubenshaltung und gleicher Frömmigkeitsausprägung. Bei aller notwendigen Herausarbeitung der menschlich klug geknüpften Beziehungen muß dabei wohl nicht erst betont werden, daß ein solches Ergebnis nicht auf diesen gebrechlichen Grundlagen allein erwachsen ist. Es ist von Francke und seinen Mitarbeitern wie bei allen anderen Werken, die sie in der Welt berühmt machen, erglaubt und erbetet und dann als Wunder Gottes mit ehrfürchtigem Dank empfangen worden.

Franckes wahrhaft ökumenische Berufung und Begabung steht hier noch mehr als bei der Anbahnung der englischen Beziehungen im hellen Licht. Findet sich an der Spitze der SPCK in London der höchste Würdenträger der Kirche von England, so ist hier für die ökumenische Zusammenarbeit der höchste weltliche Würdenträger des dänischen Gesamtreiches gewonnen worden. Beide in ihren Völkern maßgebenden Persönlichkeiten aber wissen sich als Freunde des schlichten Professors in Halle. Wenn man noch den

Einfluß Franckes am Hof in Potsdam bedenkt und an seine enge Freundschaft mit führenden Ministern Peters I. von Rußland erinnert, wird die ganze Wirkungsbreite Franckes sichtbar, die keiner seiner orthodoxen Gegner, mögen sie theologisch tausendmal Recht haben, erreicht.

Johann Georg von Holsten bewährt sich als Christ und Staatsmann auf schwierigem Posten. Er gehört zu den Pietisten, denen bei aller Treue auch der pietistische Oppositionsgeist eigen ist. Als sich im Jahre 1721 Friedrich IV. nach dem Heimgang der Königin entschließt, seine Nebenfrau Anna Sophia von Reventlov, Fürstin zu Holstein, zur Königin zu erheben, meiden nur der Großkanzler und seine Frau demonstrativ die Hochzeitsfeierlichkeiten¹⁶. Menschenfurcht gehört zu den seelischen Eigenschaften, die die alten Pietisten in sich auszulöschen suchen.

Der neuen Königin zuliebe muß Johann Georg von Holsten von seinem Großkanzleramt zurücktreten. Aus dem Geheimen Conseil entläßt ihn Friedrich IV. aber nicht. Er vermag den Mann nicht zu entbehren, der furchtlos und aufrecht zu seiner Überzeugung steht. Auf diesen Mann hat er sich in bösen Kriegstagen, im wechselnden Kriegsglück verlassen können. Holstens Gottesfurcht, Klugheit und unverzagter Mut haben ihn oft aufgerichtet. Dort, wo im 18. Jahrhundert die Lauterkeit und Uneigennützigkeit am seltensten zu finden sind, in der Verwaltung der Staatsfinanzen, setzt er den unentbehrlichen Holsten ein. Frei von jedem Hofklatsch und allen Hofintrigen führt Holsten insgesamt achtzehn Jahre, für einen Minister im 18. Jahrhundert eine ungewöhnlich ausgedehnte Zeitspanne, bis zum Jahre 1730 sein Ministeramt. Noch vor Jahresende stirbt sein König vor ihm im 59. Lebensjahr, dem Holsten am Weihnachtsabend, um zehn Lebensjahre älter, nachfolgt.

Das gleiche Jahr 1721, in dem Holsten von seinem Großkanzleramt zurücktreten muß, bringt eine neue überraschende Verbindung mit dem dänischen Königshaus zustande, die sich für die ökumenische Zusammenarbeit und den Sieg des Pietismus in Dänemark sehr förderlich auswirken soll. Es handelt sich um die Gewinnung des dänischen Kronprinzen für den Pietismus.

Schon sein Vater Friedrich IV. hat sich im Jahre 1695 als Kronprinz bei einer Tante, der Kurfürstinwitwe Anna Sophia von Sachsen, der Gönnerin Spencers, bei der Wahl einer Lebensgefährtin Rat geholt¹⁷. Nun reist sein Sohn aus gleichem Anlaß im Jahre 1721 nach Kursachsen. Friedrich IV. gibt ihm beim Abschied den bezeichnenden Wunsch mit auf den Weg: „Der Gott Abrahams, Isaaks

und Jakobs sey mit Euch auf dieser Reise. Er beschere Euch eine solche Gemahlin, daß Ihr nicht nöthig habt, Euch nach einer anderen umzusehen.“ Der dänische Kronprinz besucht die neue Königin von Polen und Kurfürstin von Sachsen, Christine Eberhardine aus dem Hause Brandenburg-Bayreuth, in Pretzsch. Hierhin hat sich die Gemahlin Augusts des Starken in ein freiwilliges Exil zurückgezogen.

Bei der frommen wie tatkräftigen Fürstin, die immer Jugend um sich sammelt und von der ein starker erzieherischer Einfluß ausgeht, weilt ihre Nichte Sophia Magdalena von Brandenburg-Kulmbach, eine Halbwaise. Nachdem der Kronprinz die ausdrückliche Zustimmung seines Vaters eingeholt hat, hält er um ihre Hand an. Die Verbindung erscheint besonders glücklich, da hier die drei Häuser von Dänemark, Preußen und Sachsen durch verwandtschaftliche Bande neu verknüpft werden. Es ist die Zeit, in der man politische Koalitionen und Rückversicherungen durch Eheschließungen bekräftigt.

Die Mutter der Prinzessin Sophia Magdalena gehört zu den begeisterten Verehrerinnen Franckes. Für sie bedeutet die Wahl des dänischen Kronprinzen ein Glaubenswunder. Ihr Hofprediger berichtet von diesem Ereignis über die reußischen Fürsten an Francke. Nicht nur werde die markgräfliche Familie aus wirtschaftlich sehr engen Verhältnissen gelöst, vielmehr eröffne sich nach Ansicht der Markgräfin zugleich die Möglichkeit, den Einfluß Halles in Dänemark auch in Zukunft zu sichern. „Und da die Prinzessin Hoheiten gäntl. dero Durchl. Frau Mutter Sinn und Art haben, so ist kein Zweifel, Sie werden durch Göttl. Gnade und Segen das Hertz dero Gemahls in der Zeit auch zur Ausbreitung des Reiches Christi und Verherrlichung der Ehre Gottes aufzumuntern und zu lenken trachten.“

Diese Barockmenschen können einfach nicht anders. Sie müssen sich immer an Plänen berauschen, in die Zukunft hinein bauen und Politik treiben, und sei es Reich-Gottes-Politik. Und doch enthält der Bericht des Kulmbach-Bayreuther Hofpredigers Silchmüller zugleich einen besonders aufschlußreichen Beleg für eine bemerkenswerte Tatsache. Francke gelingt es, durch eine pietistisch geprägte Frömmigkeit und Evangeliumsverkündigung in zahllosen Menschen aller Schichten und Altersstufen eine Hingabefreudigkeit, ein Reich-Gottes-Ethos zu wecken, das eine neue Zeit in der Kirche einleitet. Es tritt eine Aktivierung des Luthertums ein, das sich nach der sozialen, missionarischen und ökumenischen Richtung zugleich entfaltet.

Noch instruktiver ist das Antwortschreiben Franckes an die Markgräfin, das nach einleitenden Worten den Glückwunsch in einer für ihn typischen Form eines Gebetwunsches ausspricht¹⁸. Sein ganzer Brief, fern allen devoten Formen und kriecherischem Geist, ist nichts anderes als eine persönlich gehaltene Fürbitte eines Mannes, der in der Gebetstradition seiner Kirche lebt. Hier liegt aber auch das Geheimnis des weitstrahlenden Einflusses Franckes, daß alle seine Briefe in irgendeiner Form in ein seelsorgerliches Gespräch und Gebet ausklingen. Danach haben zu seiner Zeit viele Männer und Frauen begehrt. Sie wollen in das Gebet eines Francke aufgenommen werden, der so offensichtlich von Gott bei seinem Werk erhört worden ist wie kaum ein anderer. Aus diesem Grund drängen sich versorgte Menschen jedes Standes — auch die Markgräfin von Kulmbach ist eine versorgte Witwe und Mutter gewesen — um diesen Mann, weil sie annehmen, daß seine Gebete eine besondere Vollmacht besitzen.

Die „Segensvollen Fußstapfen“, der Bericht Franckes von der Entstehung seines Waisenhauses, haben einen gewissen Wundernimbus geschaffen. Diese Beispielsammlung an Gebetserhörungen hat in dieser Richtung gewirkt, obwohl Francke dabei sehr deutlich auch von den Stunden spricht, in denen er nicht ein noch aus wußte. Jetzt verstehen wir die Sehnsucht vieler angefochtener Menschen in Franckes Tagen, ihm einmal persönlich zu begegnen und einmal unter seiner segnenden Einwirkung zu stehen.

Die Menschen, die sich so stark dem Einfluß Franckes öffnen, sind nach seinem Vorbild große Beten geworden. In diesen Kreis der gläubigen, gütigen und segnenden Gestalten aus allen Bevölkerungsschichten gehört auch die Markgräfin von Kulmbach. Von diesen stillen Menschen, deren Umgebung weiß, daß sie viel und dringlich beten, strahlt eine Werbekraft aus, die beständig neue Persönlichkeiten anzieht, die dann aus innerer Überzeugung die ökumenische Gemeinschaft mit Halle suchen¹⁹.

Die Markgräfin, die mit nach Kopenhagen übersiedelt, reiht sich dort in den Freundeskreis Franckes ein, von dem tatsächlich eine stille, aber nachhaltige Erweckung unter führenden Persönlichkeiten des dänischen Reiches ausgeht²⁰.

Der alte König, der stets Halle meidet, und der kommende Herrscher, der im Jahre 1727 dem Waisenhaus einen offiziellen Besuch abstattet, kennzeichnen die Ablösung einer alten Zeit durch eine neue. Unter Christian IV., dem Nachfolger Friedrichs IV., blüht die deutsche lutherische St. Petrigemeinde in Kopenhagen auf. Diese Kirchgemeinde, die dänischen Studenten, die nach Halle

ziehen, der Königshof als Treffpunkt der besten Kräfte deutscher Grafenhäuser formen sich zur halleschen Gemeinde in Dänemark, die das Missionsleben trägt und von der sich eine Erweckung über das ganze Land verbreitet.

Der Pietismus und ein mildes Luthertum verbinden und ergänzen sich auf eine glückliche Weise im dänischen Reich. Während in Deutschland der Pietismus schon viel von seiner ursprünglichen Kraft zu verlieren droht, blüht er hier erst richtig auf. Der Sieg des ökumenischen Geistes in Kopenhagen bleibt nicht an der Oberfläche. Ökumenischer Geist dringt in die Tiefenschichten dänischer lutherischer Frömmigkeit und erweckt Früchte, die uns heute noch Bewunderung abnötigen. In einem ökumenischen Dreiklang finden sich Kopenhagen, Halle und London. Am hellsten erklingt er in Kopenhagen, das sich einst so gesträubt hat.

3. Zusammenarbeit Kopenhagen—Halle—London

Die entscheidende rechtliche Grundlage für die ökumenische Zusammenarbeit zwischen Kopenhagen, London und Halle liefert ein Edikt des dänischen Königs Friedrich IV., das er am 10. Dezember des Jahres 1714 unterzeichnet. Damit wird ein Collegium de cursu Evangelii promovendo in Kopenhagen gegründet, das unter dem Namen eines Missionskollegiums bekanntgeworden ist. Es ist dem König unmittelbar und nicht der dänischen Kirche unterstellt. Der königliche Erlass bestimmt zu seinem ersten Präsidenten den Großkanzler Johann Georg von Holsten. Es ist von einer nicht gering zu schätzenden Bedeutung, daß der nächste Mann nach dem König an die Spitze dieses Kollegiums berufen wird.

Die bis in das Jahr 1710 zurückreichenden Bemühungen um die Stabilisierung einer ökumenischen Zusammenarbeit mit Halle und London, mit den deutschen und mit den englischen Kräften, finden hier einen erfolgreichen Abschluß. Das Missionswerk in Indien ist einer durch einen Gesetzesakt verankerten Konsistorialbehörde unterstellt, die alle vorkommenden Verwaltungsaufgaben und Rechtsfragen erledigt²¹.

Die indischen Missionare unterstehen nunmehr, soweit sie im dänischen Gebiet arbeiten bzw. im englischen Interessengebiet nicht ausdrücklich von der SPCK übernommen worden sind, sondern im Zusammenhang mit Trankebar verharren, als königliche

Beamte dem Missionskollegium als Konsistorialbehörde. Sie werden aus der königlichen Kasse besoldet. Das Missionskollegium übt die Dienst- und Finanzaufsicht aus. Ihm schulden die Missionare eine jährliche Berichterstattung und Rechnungslegung. Das Missionskollegium beruft die Missionare, sendet sie aus und hat das Recht, sie zurückzurufen und ihnen eine Pfarrstelle im dänischen Reich anzutragen. Es erteilt die Missionsinstruktionen.

Im englischen Interessengebiet vertritt die SPCK die Funktion einer Konsistorialbehörde. Halle besoldet nur die drei Druckereiangestellten und die Missionsärzte, zahlt aber bald auch Zulagen zu den knappen Missionarsgehältern. Die größten Beiträge zu den eigentlichen Missionsaufwendungen bei der Erhaltung und Neugründung von Missionsstationen und Missionsschulen und bei der Errichtung von Missionskirchen liefert im dänischen und englischen Gebiet Halle. Da Halle auch die Kräfte stellt und finanziell die Hauptlast übernimmt, erringt es sich eine Sonderstellung in dem rechtlich klar geordneten Gefüge. Die ganze Missionsarbeit kann tatsächlich nur bestehen, wenn Kopenhagen, Halle und London reibungslos zusammenarbeiten. Halle ist freilich das Herz und die Seele des ganzen Werkes.

Die Durchschnittsaufwendungen für die indische Mission belaufen sich jährlich auf etwa 11000 Taler. 3000 Taler fließen aus einem Fixum, das der dänische König gewährt, 6000 Taler stammen aus Halle. England schießt jährlich mindestens 1000 Taler zu²². Die bescheidenen Beiträge der dänischen Kirche sind nicht feststellbar, sie werden aber kaum höher als die englischen gestiegen sein. Doch gilt diese Aufstellung erst von 1730 an. Denn die eigentliche Blütezeit der indischen Mission beginnt unter Gotthilf August Francke. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts müssen dann noch die beachtlichen Spenden frommer englischer Kaufleute, Beamter und Militärpersonen in Indien selbst und die Opferwilligkeit der indischen Christen mit einbezogen werden, die den Missionsstationen unmittelbar zufließen.

Auf diesem rechtlichen und finanziellen Unterbau ruht das ökumenische Zusammenspiel der Missionsfreunde dreier Nationen. Die englische Society for Promoting Christian Knowledge (SPCK) weist in ihrem Jahresbericht von 1715 auf die Tatsache hin, daß das dänische Collegium de cursu Evangelii promovendo bis in die Namensgebung hinein nach ihrem Vorbild entstanden sei. Damit hat sie nicht unrecht. Denn der Plan zur Errichtung eines Missionskollegiums wird dem dänischen König durch den Bischof Ocksen von Aarhus vorgelegt. Ocksen aber steht mit D. Mecke, dem frühe-

ren Hofprediger des Prinzen Georg von Dänemark in persönlicher Verbindung. Von ihm ist Ocksen über die SPCK auf das genaueste unterrichtet worden. Sie steht als Leitbild vor seinen Augen. Auch Friedrich IV. ist vor Einreichung des Gesetzentwurfes zur Gründung eines Missionskollegiums bereits völlig unterrichtet und bedarf keiner Aufklärung. Holsten hat dem vielbeschäftigten König, der ein Jahr vor der Gründung des Missionskollegiums plötzlich nach den gedruckten Missionsnachrichten fragt, nicht die letzte Folge in die Hand gedrückt. Mit voller Absicht übergibt er ihm das schmale Bändchen der 6. Continuation der Halleschen Missionsnachrichten und verweist nachdrücklich auf die Vorrede. Klüger konnte der Minister nicht handeln. Denn hier gibt er — scheinbar absichtslos — die erste ausführliche Veröffentlichung über die Beteiligung Englands am Missionswerk an den König weiter. Schließt doch auch die Vorrede dieses schmalen Bandes mit einem Aufruf der Missionare an „alle Wohltäter in Europa, wes Standes und Würden sie seyn, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, Bekannten und Unbekannten“. Ziegenbalg und Gründer beenden ihre Zuschrift mit der Versicherung, daß „sie vor allen, wes Stand und Nation die Missionsfreunde auch seien, ihr Herz ausgeschüttet haben“. Das ist deutlich genug und entgeht nicht dem Auge Friedrichs IV.

Er ist also keinesfalls überrascht, als man ihm den Vorschlag zur Errichtung eines Collegium de cursu Evangelii promovendo unterbreitet. Vielmehr dokumentiert er durch die Unterzeichnung des Gründungsediktes vom 10. Dezember 1714 seine Zustimmung zu der schicksalhaften und wesenhaften Zusammengehörigkeit von Mission und Ökumene. Das Erstaunliche bei diesem Vorgang ist, daß die Errichtung des Missionskollegiums von Anfang an unter einem doppelten Gesichtspunkt steht. Es soll das Missionswerk ordnungsgemäß und in Übereinstimmung mit dem Bekenntnis der lutherischen Kirche des dänischen Reiches verwalten. Aber zugleich erfährt alle Mitarbeit der verschiedenen Nationen eine ökumenische Einordnung.

Am 19. Januar 1715 tritt das neue Missionskollegium erstmalig an die Öffentlichkeit. Es legt einen Arbeitsplan vor, der beachtlich ist. Aber epochemachend ist der Aufruf²³. „Alle Geistliche, Bischöfe, Superintendenten, Pröpste, Priester etc. in unseres Königes und anderer Reiche und Ländern“ werden zur Mitarbeit aufgefordert. Die Kundgebung richtet sich an alle Stände der damaligen Ständehierarchie: an den Regier- und Lehrstand, an den Wehr- und Nährstand, an die Studenten, vor allem aber auch an das schlichte

Kirchenvolk, „Zur Ausführung nun eines solchen Wercks von so großer Angelegenheit, daß nimmer zu viele daran arbeiten können, haben wir es nicht bey dem bewenden lassen wollen, was bemeldetes Collegium für sich allein ratsam finden mögte, sondern sehen es gerne und wünschen, daß ein jeder uns mit gemeinschaftlicher Hülfe die Hand biete.“

Die Erwähnung von Bischöfen und Priestern fällt auf. Man richtet damit eine Adresse an die anglikanische Priesterkirche. Am sinnfälligsten aber beweist sich die wahre ökumenische Haltung darin, daß von einer Beschränkung der Missionsarbeit auf die dänischen Besitzungen nirgends mehr die Rede ist. Wenn der Gedanke auch nicht direkt ausformuliert wird, so geht aus dem ganzen Zusammenhang klar hervor, daß das Missionskollegium in der Trankebarmission nur ein Zeichen zur Inangriffnahme einer protestantischen Weltmission überhaupt sieht. Im Hintergrund eines Europas, in welchem die praktische Interessenpolitik erbarmungslos ihren Weg geht, Kolonien erobert und ihren Reichtum abschöpft, appelliert eine lebendige, ihrer ökumenischen Verantwortung bewußte christliche Minderheit an das Gewissen. Mögen die politischen Mächte Barbaren gleichen, die sich mit den Trümmern kostbarer Tempel bewerben, mögen die schweren Auseinandersetzungen zwischen England und Frankreich auf dem indischen Kriegsschauplatz bald vonstatten gehen, an denen das Heidentum sich den Kopf über die Brüderlichkeit christlicher Nationen zerbrechen wird — hier wird ein anderer Weg gezeigt.

Die Theorie der alten Kolonialmission ist überwunden worden. Die Missionsaufgabe gilt der ganzen Welt gegenüber, nicht nur gegenüber den heidnischen Untertanen der eigenen überseeischen Besitzungen. „Zu welchem Ende wir in Dennemark, Norwegen, Deutschland, Engelland eine correspondence ... errichtet haben.“

Dabei kann man in diesem Dokument keinen Gedanken illusionär nennen. Es wird nicht verschwiegen, daß nur Christen, denen Gottes Barmherzigkeit eine lebendige Erfahrung des eigenen Herzens ist, ermessen können, was die Errichtung einer evangelischen Mission bedeutet. Die hier ausgesprochene Scheidung zwischen Frommen und Weltkindern in der öffentlichen Gesellschaft berücksichtigt die fortschreitende Säkularisierung des aufgeklärten Beamtenstaates. Mit der Fiktion, als ob jeder Getaufte an sich schon ein Christ ist, wird hier ganz im Sinne Luthers gebrochen. Die Scheidung zwischen weltförmigen Namenchristen und echten Tatchristen wird in der großen europäischen Bewußtseinskrise klar ausgesprochen. Mission und Ökumene sind zutiefst ein freies Werk christlicher

Liebe derer, die mit Ernst Christen sein wollen. Aller wohlwollende Schutz christlicher Obrigkeit vermag die Tatsache nicht mehr zu verwischen, daß die christlichen Kreise sich letztlich auf ihre eigene Kraft und nicht auf den Arm des Staates zu stützen vermögen und daß sie vor allem gut daran tun, sich das stets vor Augen zu stellen.

Auf dieser grundlegenden Tatsache beruhen die sozialen, ökumenischen und missionarischen Bemühungen, die hier sichtbar werden. Auch in der kirchlichen Verfassungsgeschichte wird Neuland betreten. Das Vorbild einer kirchlichen Behörde ist erreicht worden, die sich nicht in falscher Selbstgenügsamkeit auf die Verwaltung eines bestimmten Kirchen- bzw. Missionsgebietes beschränkt. Sie weiß, daß eine Kirchenbehörde ihrem Wesen nach auch ökumenische, d. h. zwischen- und überkirchliche Aufgaben besitzt. Sie hat ihre Daseinsberechtigung als Kirchenamt auch in der Konfrontation zum dritten Glaubensartikel zu bewähren! So darf man diesen von einer lutherischen Konsistorialbehörde des 18. Jahrhunderts verfaßten ökumenischen Aufruf als einzigartig für diese Zeit ansehen. Aufschlußreich sind auch die wenigen Nachrichten, die uns aus der ersten Zeit der Tätigkeit des Missionskollegiums erhalten geblieben sind. Während die erste Sitzung sich in feierlichen Ansprachen erschöpft, packt die zweite bereits ein großes Arbeitsprogramm tatkräftig an. Es wird die Missionierung der noch halbheidnischen Lappen und Finnen im Norden Norwegens, auf die der König selbst drängt, beschlossen²⁴. Verhandlungen mit dem Statthalter von Norwegen, mit Thomas von Westen und anderen Geistlichen des Stiftes Drontheim setzen ein. Thomas von Westen (1682—1727) wird vom Missionskollegium zum Rektor der Gelehrtschule in Drontheim ernannt, die in ein Seminar für künftige Missionare umgestaltet werden soll. Drei Missionsreisen durch Lappland, die Thomas von Westen zwischen 1716 und 1722 unternimmt, begründen die Missionsarbeit. Die Missionserfolge sind beachtlich. Als im Jahre 1734 Herrnhuter Missionare in Oesterbotten landen, um die Lappen „zu bekehren“, finden sie, daß diese bessere Christen sind als die Deutschen, und wenden sich den zurückgekehrten sibirischen Gefangenen in Schweden zu, die bereits mit Francke in Verbindung stehen.

Müde gewordene Geistliche im hohen Norden auf ihren riesigen Pfarreien werden abgelöst. Junge Kräfte rücken nach. Die Einkünfte in den nördlichsten Pfarrstellen Norwegens werden zur Finanzierung der Missionsarbeit herangezogen. Eine Fülle praktischer Vorschläge wird verwirklicht.

Auch der edle Apostel der Eskimos, Hans Egede, ein Norweger (1686—1758), der im Jahre 1721 das Missionswerk im dänischen Grönland beginnt, findet die Unterstützung des Missionskollegiums. Nach dem Vorbild der SPCK und noch mehr nach dem Beispiel Halles übernimmt man sehr schnell die Drucklegung und Verbreitung verbilligter dänischer Bibeln und Erbauungsschriften. Schon zwei Jahre nach der Gründung des Missionskollegiums wird ein Neudruck dänischer Volksbibeln nötig. Man schreitet zur Errichtung einer eigenen Druckerei in Kopenhagen. Man erbittet aus Halle einen Schriftsetzer, „da in ganz Dänemark keiner zu finden sei“. Verschiedene kleinere Schriften Franckes werden ins Dänische übersetzt und gedruckt. Der König gibt selbst die Anregung zur Errichtung eines Waisenhauses. Aber erst sechs Jahre später, nach Abschluß des Nordischen Krieges (1721), verwirklicht sich der Plan. Es hat bis 140 Kinder aufnehmen können. Ein eigener Inspektor und ein Waisenhausprediger sind angestellt worden. Der Waisenhausschule gliedert man noch zwei Charity-Schulen für arme Stadtkinder an. Die Apotheke, der Buchladen und die eigene Buchdruckerei mit sechs Pressen sind ganz nach dem halleschen Vorbild eingerichtet worden. Auch eine eigene Kirche gehört dazu. Da die Waisenhausdruckerei das Privilegium erhält, allein dänische Bibeln, Katechismen und Katechismuserklärungen zu verlegen, gewinnt sie eine große Bedeutung für die dänische Kirche. Sehr ansehnliche Einkünfte aus Stiftungen, Schenkungen, aus der Druckerei und der Waisenhausapotheke stellen die ganze Arbeit des Missionskollegiums auf eigene Füße. Man richtet sich in allem tatsächlich nach dem, was in Halle Gestalt gewonnen hat. Ein Klein-Halle entsteht als Mittelpunkt der Laienaktivität innerhalb der dänischen Staatskirche²⁵.

Auch die Einrichtung von korrespondierenden Mitgliedern übernimmt man in Kopenhagen. Neben August Hermann Francke, Bischof Ocksen, Hofprediger Böhme in London und verschiedenen Missionaren beruft man vor allem bedeutende Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Francke bringt einige vogtländische Grafen aus dem halleschen Freundesring in Vorschlag, von denen ein starker Einfluß auf andere deutsche Grafen- und Fürstenhäuser ausgeht.

Auf diese Weise nimmt das Missionskollegium etwas von der betonten Exklusivität der SPCK in London an. Als Missionssekretäre wählt man vorwiegend kluge und fromme Juristen. Doch muß sich im Unterschied zur SPCK das Missionskollegium bei weittragenden Entschlüssen stets der Zustimmung des Königs versichern. Die Berufungen spricht der König selbst aus.

Noch sind es weder in Kopenhagen noch in London noch in Halle *erwachte* Kirchen, die sich auf den dreifachen Dienst, den sozialen, missionarischen und ökumenischen, besinnen und das Werk stützen. Es sind nur lebendige einflußreiche Minderheiten, denen die verfaßten Staatskirchen wenigstens nicht mehr hemmend in den Rücken fallen können, da sie von ihnen unabhängig sind.

Die ökumenische Arbeit tritt als ein freies Werk christlicher Liebe derer hervor, die mit Ernst Christen sein wollen. Daß sich das gekrönte Haupt eines im 18. Jahrhundert machtvollen lutherischen Reiches, der *summus episcopus* einer lutherischen Staatskirche, persönlich zur Verfügung stellt, um die Arbeit zu schützen und zu fördern, die eine Freiwilligkeitsarbeit aktiver christlicher Kreise bleibt, gibt ihr angesichts der ganzen europäischen Christenheit ein besonderes Gewicht.

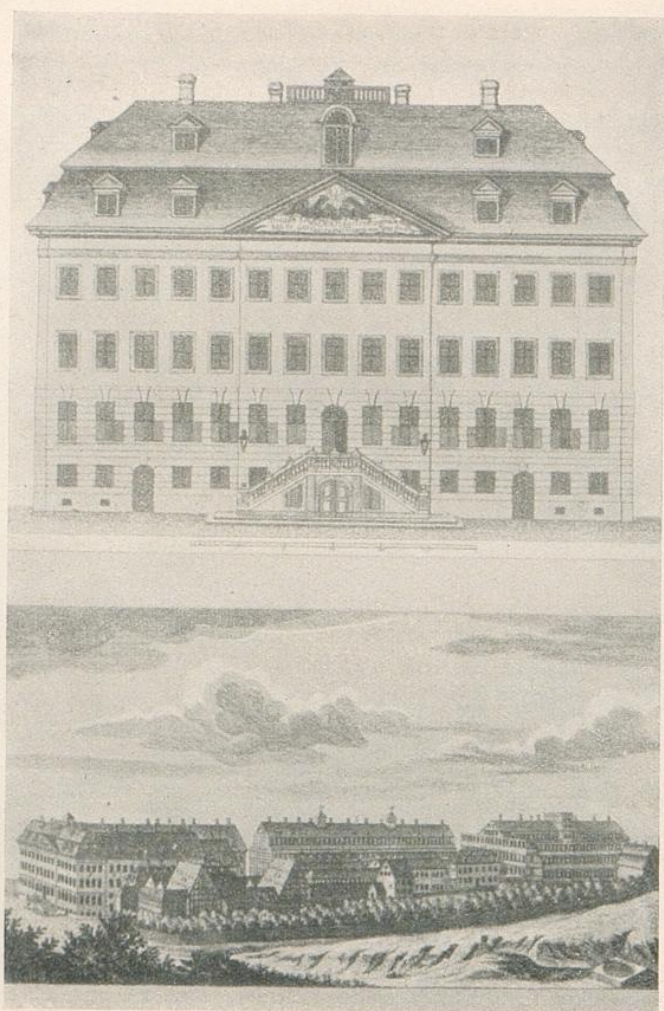
Wie sehr Friedrich IV. von Dänemark sich die ökumenische Haltung dieser aktiven Kreise zu eigen gemacht hat, bekundet noch ein Edikt vom 3. Mai 1715²⁶. Für künftige Missionsanwärter der nordischen und der indischen Mission werden im Regenzianum 16 Freiplätze eingeräumt. In diesem königlichen Stiftungsgebäude erhalten die Missionsstudenten freie Wohnung, Licht und Heizung und bei Bewerbung um einen studentischen Freitisch den Vortritt. Ausdrücklich wird diese Vergünstigung nicht nur auf einheimische, sondern auch auf fremde Studenten bezogen, „wer sie sonst auch seien“.

Es ist ein weiter innerer Weg von jener großzügigen Geste, mit der zwei Missionare nach Indien ausgesandt werden, über den Kampf mit dänischen Nationalisierungsbestrebungen hin zu diesen Beschlüssen. Man wird das Resultat nur bewundern können. Es ist ein Ruhmesblatt, welches Friedrich IV. als den einzigen unter den evangelischen Fürsten seiner Zeit ziert, daß er den Schritt von dem Kolonialgedanken zur weltweiten Missionsverpflichtung, die gewiß im dänischen Kolonialgebiet ihren natürlichen und geschichtlich vorbereiteten Ausgangspunkt hat, vor der gesamten europäischen Öffentlichkeit vollzieht, die in seinem Namen zur Mitarbeit aufgerufen wird.

Den krönenden Schlußstein setzten die Dienstanweisungen für die indischen Missionare, wie sie ohne wesentliche Änderungen nach einem ersten Entwurf vom Jahre 1715 endgültig am 15. November 1724 festgelegt werden²⁷. Sie enthalten in ihrer letzten Fassung den Ertrag ernster innerer Auseinandersetzungen. Dem ersten Missionssekretär Christian Wendt ist es tatsächlich gelungen, für eine kurze Zeit das Missionskollegium für mystisch-asketische



Samuel Urlsperger,
Hofprediger in Stuttgart, späterer Senior der Augsburger Kirche



Hauptgebäude und Gesamtansicht der Franckeschen Stiftungen

Ideale zu gewinnen²⁸. Die apostolische Mission solle — als ein gesetzlich verstandenes Vorbild — die Missionare zu einer Wandermission in Armut und Ehelosigkeit treiben. Offensichtlich flackern bei Wendt spiritualistische Einflüsse auf. Den Doppelruf der täuferischen Kreise des 16. und 17. Jahrhunderts glauben wir zu vernehmen: Hinaus aus den erstarrten Ordnungen zur wahren lebendigen Geistkirche und hinaus in die Weite der Welt, die überall unter Christen und Heiden Missionsfeld ist! Diese Forderungen erleben in der „spiritualistischen Missionskritik“ Wendts eine seltsame Auferstehung. Das Verlangen nach der Rückkehr zum urchristlichen Leben und die Überspannung des Motivs der Nachahmung des Lebens Jesu in einem missionarischen Wanderleben der Armut sind greifbar. Die Abneigung gegen die kostspielige und langsam arbeitende Organisation von Missionsstationen, die zu einem stetigen Gemeindeaufbau gehören, führt Wendt zu der Behauptung, daß die Missionspraxis der Trankebarer Missionare den Durchbruch Indiens zum Evangelium aufhalte.

Der Gedanke, daß sich von dem Mittelpunkt Trankebar aus das Christentum strahlenförmig ausbreiten solle, sich um diese Stadt auf dem Berge ein Ring neuer Stationen in gesundem Wachstum lege, ist für Wendt unannehmbar. Die Grundsätze der Missionare, daß eine neugewonnene Gemeinde inmitten einer sie bedrängenden heidnischen Umgebung einer steten Erziehung bedarf und daß es vor allem nötig sei, einheimische Mitarbeiter auszubilden, sind für Wendt nur Umgehungsversuche, um vor der harten Forderung einer Wandermission zurückzuweichen. Vor allem verschlinge nach Wendts Ansicht die Liebesarbeit unter den verarmten indischen Christen Unsummen, die Europa entzogen werden. Hier und in anderen Dingen möge sich die indische Christenheit selber helfen. Europa habe Indien nur das Evangelium anzubieten und es von Ort zu Ort zu tragen. Der Gemeindeaufbau sei Angelegenheit der indischen Christen.

An dem wachsenden Widerstand der protestierenden Missionare und der Männer der Heimat scheitert schließlich Wendt und wird seines Amtes entsetzt.

Die Klärung der von Wendt angeregten Fragestellungen finden wir in den Instruktionen. Die Missionare sollen, so heißt es hier, die gesunde Mitte zwischen dem Gemeindeaufbau und der Gemeindegneugründung mittels Heidenpredigt anstreben. Beides sei gleichmäßig im Auge zu behalten. Dann heißt es aber: „Bey Verkündigung des Evangelii haben sie dahin zu sehen, daß dasselbe immer weiter verbreitet werde; weswegen sie keine Gelegenheit zu ver-

säumen haben, daß sie ja immer unter die Heyden ausgehen und das Evangelium predigen, so lang und weit es immerhin gebracht werden kann.“ Wie ernst es dem dänischen lutherischen Kollegium damit ist, beweist die Befreiung der Missionare von ihrer Residenzpflicht auf den angewiesenen Missionsstationen, wenn sich Situationen ergeben, die sofort eine missionarische Tat notwendig machen. „Sollte sich eine Thür aufthun, daß an einem oder anderen Ort in Indien außerhalb Tranquebar, es sey auf Bengalien oder anderswo in unseren oder Tanjourschen oder Mogulischen Gebieten (d. h. außerdänischen, französischen oder englischen Einflußgebieten), die Missionare einen oder mehrere aus ihren Mitteln versenden können, sich daselbst zu setzen und eine Schule anzuordnen und eine Gemeinde zu sammeln, oder daß die Englische oder eine andere Christliche Nation jemanden von ihnen nach Madras oder einem anderen Ort verlange, haben sie diese Gelegenheit *mit Freuden* zu ergreifen.“ Damit wird die Freiheit des Wirkens selbst auf die vorübergehende Betreuung verwaister englischer oder holländischer, d. h. anglikanischer und reformierter Kolonialgemeinden in Indien ausgedehnt.

Hier begegnen wir einer lutherischen Weite, die aus einem ökumenischen Verantwortungsbewußtsein den Missionaren einen weiten Spielraum in Indien einräumt. Die außerordentlich weittragende Bedeutung dieser Bestimmungen liegt auf der Hand. In einer merkantilistisch denkenden Zeit, in der jeder Staat eifersüchtig darauf bedacht ist, nur dem eigenen Lande Nutzen zu schaffen, gibt hier eine dänische Staatsbehörde die Zusicherung, die aus Staatszuschüssen besoldeten und auf Kosten des dänischen Staates ausgesandten Missionsgeistlichen auch dann weiter zu schützen und zu besolden, wenn sie nicht mehr auf dänischem Interessengebiet arbeiten.

Wohl ist es in Indien nicht zu einem Masseneinsatz von hallesch-dänischen Missionaren gekommen. Ihre Zahl erreicht in einem Jahrhundert nicht einmal ein volles Hundert. Aber es ist eine Schar vorzüglicher und vielfach hochbegabter Männer, deren Arbeit immer im hellen Rampenlicht der Öffentlichkeit Ostasiens und Europas geblieben ist. Ihre geistige Reichweite, ihr Wirkungsradius ist nicht abzumessen.

Eine Kontrastbeleuchtung empfängt die lutherische Missionsinstruktion in den Ordnungen, die die SPCK für die von ihr besoldeten hallesch-dänischen Missionare endgültig im Jahre 1735 durch ihren Missionssekretär Henry Newman auf Grund der dänischen Vorlage ausarbeiten läßt²⁰.

Die englischen Satzungen zeigen den britischen Geist in jener charakteristischen Vereinigung grundsätzlicher und praktischer Fragen. Tatsächlich aber gängeln sie die Missionare durch schulmeisterliche Einzelanweisungen, die in den Kopenhagener Instruktionen durchgängig fehlen. Die Missionare werden wie Sozietätsmitglieder behandelt. Die Missionarskonferenz erscheint als eine Nachbildung der englischen Sozietät. Jährlich sollen einmal die Missionsinstruktionen feierlich verlesen und eine neue Verpflichtung darauf vorgenommen werden. Die Sozietätsmitglieder — hier die Missionare — treten zu einer Sitzung zusammen, beschließen ihr Arbeitsprogramm, setzen einen Schatzmeister ein und gehen wieder an ihre besonderen Aufgaben. Es wird über jeden Punkt der Tagesordnung abgestimmt. Bei Stimmengleichheit entscheidet das Los. Der dienstälteste Missionar übernimmt als Missionssenior die Leitung. Die Finanzen verwaltet der Thesaurius, der an den Haushaltsplan gebunden ist. Er wird für ein halbes Jahr gewählt, besitzt während seiner Amtszeit eine gewisse Verfügungsgewalt und hat erst nach Ablauf seiner Vollmacht den Rechenschaftsbericht abzulegen³⁰.

Interessanter ist noch die Einrichtung der wöchentlichen Generalversammlungen aller europäischen und eingeborenen Mitarbeiter. Hier wird ein Chairman gewählt, der einen unparteiischen und unabhängigen Schiedsrichter nach demokratischen Spielregeln darzustellen hat. Er setzt die Tagesordnung auf. Durch Vorverhandlungen hat er alle Tagespunkte rechtzeitig sachgemäß zu klären und bei Streitfragen möglichst schon eine Milderung der Gegensätze zu erstreben, ehe er sie der Generalversammlung vorlegt. Der Missionssenior besitzt in den Generalversammlungen nur ein gewisses Ehrenrecht.

Man muß den Engländern schon zugestehen, daß sie die kultivierte Form der Gesprächsführung haben. Es liegt hier eine jahrhundertalte Übung und Erfahrung eines Volkes zugrunde, das auch einem Gegner eine Chance zu geben bereit ist. Wie man im englischen Parlament niemals seinen Gegner unmittelbar anredet, sondern sich an den Präsidenten wendet und alle Entgegnungen gewissermaßen eine Information für den Versammlungsleiter darstellen, sollen in den Generalversammlungen alle demokratischen Möglichkeiten offenstehen. Es liegt auf der Hand, daß Gespräche in dieser Form, die sich immer an den Chairman zu richten haben, viel von der persönlichen Note und damit Schärfe und Gehässigkeit verlieren. Man steht seinem Widersacher objektiver gegenüber. Damit sollen offensichtlich alle Spannungen, die zwi-

schen den europäischen Missionskräften und den indischen Mitarbeitern entstehen können, in einer Form ausgeglichen werden, die ein unberechtigtes Übergewicht des europäischen Missionars verhindern.

Hier ist eine Form gesucht und vielleicht auch gefunden worden, die eine falsche Rangabstufung nach der Hautfarbe und einer vermeintlich technisch-zivilisatorischen Überlegenheit auszuschalten wünscht. Daß sie entscheidende christliche Belange ausdrückt, ist deutlich.

Neben diesen sehr klugen und durchaus christlichen Gesichtspunkten, die in Indien eine echte Gemeinschaftsarbeit in einer brüderlichen Atmosphäre ohne Forcierung eines Unterschiedes von Vorgesetzten und Untergebenen ermöglichen wollen, stehen andere, die nicht ansprechen. Auffällig ist die wiederholte Betonung sorgfältiger Vorbereitung auf alle Predigten, Katechesen und die Verkündigung unter den Heiden. Man wird den Eindruck nicht los, daß hier eine in ihrer Schularbeit berühmte Sozietät mit schulleistungsmeisterlichem Eifer Verbotstafeln und Zäune aufrichtet. Wenn die Missionare z. B. verwaiste europäische Kolonialgemeinden betreuen, sollen sie streng darauf achten, daß kein Gewohnheitsrecht entstehe oder die Gemeinden in der Bemühung um einen Prediger ihrer Konfession säumig werden. Bei der Heidenbekehrung seien unzulässige Mittel wie weltliche Versprechungen oder gar Nötigung durch obrigkeitlichen Druck peinlichst zu meiden. Jede Akkommodationspraxis sei verpönt. Das Übertrittsverlangen eines Heiden sei durch zwei Missionare zu überprüfen. Gewinnbringende Nebenbeschäftigungen seien zu unterlassen. Das ist eine kleine Blütenlese aus den gewiß gutgemeinten, aber doch recht pedantischen und gegenüber dem Geist der dänischen Missionsinstruktionen stark abfallenden Einzelanweisungen. Denn wo haben die indischen Missionare anders gehandelt, daß man diese Verbote benötigte?

Im Mittelpunkt steht nach den englischen Satzungen eindeutig die Schularbeit³¹. „Die Erziehung der Kinder und die gute Einrichtung der Schulen ist es, was den Missionaren am meisten am Herzen liegen muß ..., da sie auch von diesen Schülern den größten und besten Zuwachs ihrer Versammlung erwarten mögen. Obgleich die Schule jetzt einem kleinen Samkörnlein gleich sei, so sie doch wohlgeartet und geheget werden, sie durch den Segen Gottes zu einem sich weit ausbreitenden Baum auswachsen möge, der allen Nationen herum köstliche Früchte darreiche ...“

Wenn man noch die Aussage beachtet, daß der katechetische

Unterricht unter den Kindern mehr Gutes ausrichte als die Predigten, da es sich bei den Heidenchristen um Menschen handle, die nicht „von Kindheit auf die Heilige Schrift wissen“ und denen darum die Grundwahrheiten des Christentums wie Kindern zu reichen sind, so rundet sich das Bild ab.

Auffällig ist die Verwendung des Wortes „Versammlung“ und die Herausstellung der Schularbeit als Kern und Stern der Missionsarbeit. Es wird ängstlich der Gedanke vermieden, daß draußen doch Kirche gebaut wird und Gottesdienste gehalten und die Sakramente gespendet werden. Das Wort Versammlung erinnert an die Zusammenkünfte der Religious Societies. Die Überschätzung der Missionsschule und der Glaube an die erzieherische Allmacht sind typisch aufklärerische Züge, mögen auch wichtige Erfahrungstatsachen zu dieser Überzeugung beigetragen haben.

Die Verfassung der SPCK und ihre Arbeitsziele sind einfach zum Modell der Instruktionen verwendet worden. Die Schularbeit steht also eindeutig im Mittelpunkt, so daß die Versammlungen untergeordnet erscheinen und die Heidenpredigt als ein Seitenzweig angesehen wird. Wenn im Londoner Leben bis ins 19. Jahrhundert hinein eines der jährlichen Hauptereignisse der Zug der Zehntausende von Charity-Schulkindern durch die Straßen der Stadt zum Festgottesdienst gewesen ist, scheint die SPCK eine ähnliche Ausdehnung der kleinen tamulischen Schularbeit zu einer eindrucksvollen Kundgebung christlichen Bemühens zu erstreben. Denn jetzt ist die Schule „einem kleinen Samkörnlein gleich, aber sie möge zu einem sich weit ausbreitenden Baum heranwachsen“.

Offensichtlich soll die von der SPCK geschützte und unterstützte Missionsarbeit hallesch-dänischer Missionare der Kirche von England gegenüber als eine Zweigarbeit angesehen werden. Nur wird sie hier nicht unter verwahrlosten Christenkindern, sondern unter unwissenden Heidenkindern getrieben. Die Hauptarbeit konzentriert sich auf den Schuldienst. Die Versammlungen gehören dazu wie die Singestunden im großen Versammlungssaal der Franckeschen Stiftungen zum halleschen Schulwerk.

Die Kirche von England darf beruhigt sein. Die religiöse Unterweisung beschränkt sich nach der Ansicht der SPCK nur auf das ABC des Christentums, mehr können die armen Heiden nicht fassen. Dieses ABC ist in der ganzen Christenheit das gleiche. So findet die Missionsarbeit der lutherischen Missionare unter den weiten Fittichen der anglikanischen Kirche ihre Zuflucht und ihr relatives Recht. Wie wenig diese Meinung den Tatsachen gerecht wird, steht auf einem anderen Blatt. Die indische Kirche, die entsteht, ist

lutherisch. Es sind ihr auch von Anfang an „unter den armen Heiden“ so innerlich geschlossene und ausgereifte christliche Persönlichkeiten zugewachsen, daß die Überzeugungen der SPCK nur Teilwahrheiten darstellen.

Wie weit aber die Instruktionen der SPCK von den großen und bewunderungswürdigen Zielsetzungen der Halle-Kopenhagener Dienstanweisungen abfallen, erweisen die Ausführungen über das Reisen der Missionare. Es werden nicht nur Selbstverständlichkeiten erwähnt, die auszusprechen sich bei deutschen Missionaren kaum lohnt. Sie sollen unnötige Privatreisen unterlassen. Wenn sie privat reisen, sollen sie sich erst einer Zustimmungserklärung der Kollegen versichern. Natürlich haben solche Reisen auf eigene Kosten zu erfolgen usw.

Doch haben wir bisher nur den Paukenschlag gehört. Das entscheidende Verbot folgt. „Keinem Missionarius ist erlaubt, nach seinem eigenen Willen oder Wohlgefallen und ohne Erlaubnis der Sozietät in England von dem ihm angewiesenen Orte zu einem anderen zu gehen, in der Absicht, eine neue Mission daselbst anzufangen.“

Jeder Kritik dieses Verbotes hat eine Überlegung voranzugehen. Hier spricht sich offensichtlich der zähe englische Traditionalismus aus, der die SPCK in einer offensichtlichen Verfallszeit, die sich um 1735 bemerkbar macht, vor einer Auflösung der einst so verheißungsvoll und stürmisch begonnenen Zusammenarbeit mit Halle bewahrt. Sie überspannt nicht ihre eigenen inneren und äußeren Kräfte, die ihr überhaupt noch zur Verfügung stehen. Es ist doch die Zeit des stärksten Niedergangs religiösen Lebens in England!

Die Kirche von England aber wird zugleich in ihren Ansprüchen als die Brückenkirche und Völkerkirche durch die Unterstützung der halleschen Missionare nicht eingeengt. Die Arbeit vollzieht sich in ihrem Schatten. Als die anglikanische Kirche um die Wende zum 19. Jahrhundert wieder zum Leben erwacht und sich auf ihre weltweite Verpflichtung besinnt, zieht sie die verwaisten Gemeinden der hallesch-dänischen Missionare in dem englischen Teil Indiens wie selbstverständlich in ihren Kirchenkörper hinein. Denn nach anglikanischem Verständnis und kraft ihrer geschichtlichen Verbindung mit der SPCK haben sie immer zu ihrem Verband gehört.

Der Vergleich der beiden maßgebenden Dienstanweisungen des lutherischen Missionskollegiums und der anglikanischen SPCK zeigt die Folgerichtigkeit beider Entwürfe. Für die anglikanische Sozietät kann auf die Dauer die ökumenische Arbeitsgemeinschaft

beim Bau einer gemeinsamen Kirche nur eine Notgemeinschaft bedeuten. So vergibt sie ihrem Sendungsbewußtsein und Selbstverständnis in der vorliegenden sauberen Abgrenzung nichts.

Die Missionsinstruktionen des lutherischen Missionskollegiums von Kopenhagen bestätigen die Tatsache, daß nur auf dem Grund einer Leereinheit auch das kirchliche Handeln in der Welt in den Zielsetzungen zu einer geschlossenen Einheit gedeihen kann. Jede ökumenische Arbeitsgemeinschaft verschiedener Konfessionskirchen bleibt im Grunde eine Notgemeinschaft. Sie wird es selbst erkennen, je ehrlicher sie vor sich selber ist. Daß solche Notgemeinschaften angesichts einer Welt voll sozialer und religiöser Unordnung ihre volle Berechtigung und ihre Verheißungen in sich tragen, bleibt von der oben ausgesprochenen Feststellung unberührt³².

Die Spannungen zwischen den Missionsplänen Kopenhagen-Halle und denen der SPCK sind nicht unchristlicher Art. Hinter zeitbedingten Faktoren, die wir nicht übersehen, sind letzte Voraussetzungen und Bindungen deutlich. Die Spannungen haben das Wachstum der gemeinsamen Arbeit nicht unterbunden, sondern es auf gesunde Weise angeregt. Über den Gegensätzlichkeiten wird doch eine letzte Einheit, die Einheit in Christus, nicht geleugnet, aus der die Liebe als schöpferischer Faktor hervorbricht.

Die saubere Ehrlichkeit, in der der lutherische Pietismus Halles und das Luthertum Dänemarks, andererseits die anglikanische Sozietät ihren Kirchenbegriff aussprechen, bewirken, daß die Unterschiede nicht mehr zertrennen und der Respekt voreinander lebendig bleibt.

Mögen auch allein der lutherische Pietismus Halles und das Luthertum Dänemarks im 18. Jahrhundert die Missionsaufgabe in aller Welt proklamiert haben, ein prinzipieller Widerspruch des Anglikanismus liegt in der Stellungnahme des SPCK nicht vor. Spannung und Gemeinsamkeiten in fruchtbarer Synthese zu vereinigen bleibt die ökumenische Aufgabe der Kirche in allen Zeiten.

